

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

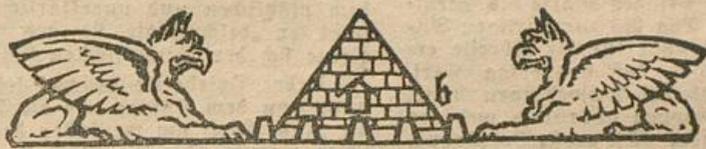
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

26.9.1926 (No. 39)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 39



26. Sept. 1926

C. A. B o ß / F r i e d e r i k e v o n B a d e n  
Königin von Schweden, Großmutter Großherzog Friedrichs I.  
Gest. 25. September 1826.

Als vor hundert Jahren am 9. September 1826 die damalige Markgräfin Leopold in Karlsruhe von einem Prinzen entbunden wurde, der später als Großherzog Friedrich für Baden und Deutschlands Geschichte unvergesslich werden sollte, rang in Lausanne seine Großmutter, die Königin Friederike von Schweden, von der der Neugeborene seinen Namen erhielt, mit dem Tode. Am 25. September 1826 schloß sie, erst 45 Jahre alt, die Augen für immer. Ein außerordentliches Menschen- und Fürstenschicksal fand damit sein Ende. Wie eine seltene romantische Blume, die nur fern von dem Getümmel des Alltags und seiner Menschen in den verschwiegenen Tälern hoher Berge gedeiht, so tritt uns Friederike, ihre Erscheinung, ihr Wesen und Leben, aus der Erinnerung der Zeitgenossen entgegen: von jener arten, etwas müden Schönheit aller Geschlechter, für deren Reiz die Italiener das Wort der „morbidezza“ haben, von jener gütigen und milden Klugheit, die alles versteht und alles vergißt, von jener schenen stolzen Bornehmheit, die den Markt flieht und die bestimmt ist, erkannt oder nicht gekannt zu werden. Ihre Hofdame\*) schildert die damals 23jährige bei ihrem ersten Zusammentreffen im Jahre 1813 wie folgt: „Da rührte sich die Tür, und auf die Schwelle trat eine jugendlich-schöne, königliche Frau (32 Jahre alt) im einfachen Morgenkleide, weiß mit einer lila-seidenen Schärpe. Das kastanienbraune Haar war in einer Flechte um den Kopf gelegt. Cirrig naturlich geringelte Locken fielen an den Schläfen herab. . . . Sie trat auf mich zu, ich verneigte mich tief und küßte Ihr die Hand. Als ich aufblickte, sahen mich ein Paar wundervoll-schöne dunkelblaue Augen an. Es lag in diesen Augen soviel Milde und Güte, Hoheit und doch etwas Schüchternes, und soviel Unglück, es lag eine Welt von schmerzlicher Erfahrung darin, aber nicht ein Atom von Bitterkeit. Es waren Augen von unendlichem Reiz der Seele, die sich tief einem in die Brust senkten. Der Eindruck dieser Augen hat mich durchs Leben begleitet. Im Kontrast mit demselben war der zart geformte Mund. Um die feinen Lippen lag unendlich viel Geist, ich möchte sagen, auch was man im Französischen Espigalerie nennt. . . . Die schönen Augen waren von langen dunkeln Wimpern beschattet, und stark bezeichnete Augenbrauen, die einen auffallenden Zug von Schwermut hatten, wölbten sich auf der weißen, man möchte sagen jungfräulichen Stirn. Ihr Teint war von jugendlicher Frische, Hände und Arme von seltener Schönheit. Der Wohlklang Ihrer Stimme sowie die ausgezeichnete Rede der fremden Sprache gaben Ihrer Unterhaltung das Gepräge der hochgestellten Frau.“

Friederike war am 12. März 1781 in Karlsruhe zur Welt gekommen als das vierte Kind des damaligen Erbprinzen, Sohn des Karl Friedrich, und der Prinzessin Amalie von Hessen. Voraus gingen ein Zwillingenmädchenpaar und eine nur um ein Jahr ältere Schwester Luise; zwei Mädchen und ein Knabe folgten. In dem heutigen Küchenbau des Karlsruher Schlosses ver-

spielten die Kinder ihre glückliche Kinderzeit. 1793 rief eine Einladung der großen Katharina die beiden Prinzessinnen Luise und Friederike nach Petersburg. Luise war damals 13½, Friederike erst 11 Jahre alt, „beinahe noch ein Kind, blaß, mit sehr regelmäßigen und feinen Zügen und den schönsten blauen Augen, dabei aber noch etwas schwach, sogar kränklich aussehend.“ Zweck der Reise war eine Brautschau für Katharinas ältesten Enkel Alexander. Was Friederike anlangt, so war zwar „nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sie zur Gemahlin des jungen Großfürsten Alexander würde gewählt werden, allein die russische Annäherung jener Zeit verlangte eine Wahl unter den deutschen Fürstentöchtern, welche in die Zarenfamilie aufgenommen werden sollten“. Friederikes Mutter war im Jahre 1771 zu dem gleichen Zwecke in Petersburg gewesen. Damals hatte es sich um die Wahl für Katharinas Sohn Paul gehandelt; sie fiel auf Amaliens ältere Schwester Wilhelmine, die aber schon nach kurzer Ehe im Kindbett starb. Die kleinen Mädchen mußten 1793 die Reise ohne die Mutter antreten, da Karl Friedrich, der wegen des unvermeidlichen Religionswechsels den Heiratsplan überhaupt ungern sah, seiner Schwiegertochter die Erlaubnis zur Beileitung versagt hatte. Luise blieb in Rußland als die Braut, später als die Gattin Alexanders und hieß nach ihrem Uebertritt zum griechisch-katholischen Glauben Elisabeth Alexiowna. Von Friederike erzählt ihre Hofdame aus jener Zeit:\*\*) „Sie gefiel der Kaiserin Catharine ungemein, und gerne würde diese Sie für den Großfürsten Constantin (ihren zweiten Enkel) behalten haben, wenn die kleine Prinzessin nicht einen entschiedenen Widerwillen gegen denselben geäußert hätte, obgleich der Czarensohn sich Ihr angenehm zu machen suchte, soviel dies Seine von Natur rohen Manieren zuließen. Dagegen war der Großfürst Alexander ein Muster sanfter Höflichkeit, der Seiner hohen Braut eifrig den Hof machte. War das liebende Paar beisammen, so mußte die kleine Prinzessin Friederike pour la forme im Zimmer bleiben, was Sie äußerst langweilte. Um dieses zu mindern, gab die Schwester ihr einige alte Bilder-Kalender, mit denen Sie sich an einen Tisch etablirte und tant bien que mal die Zeit vertrieb. — Die große Kaiserin sorgte auch für die weitere Ausbildung der kleinen Prinzessin. Die besten Lehrer wurden bei Ihr angestellt. Der für Musik war ausgezeichnet. Sie lernte bei ihm den General-Baß, und erwarb sich unter dessen Leitung das ausgezeichnete Talent, welches Sie bejaß. In Ihrer Kleidung geschahen große Reformen. Das schöne braune Lockenhaar, welches über die weißen Schultern herabfiel, mußte sich der damaligen Mode fügen, das einfache Kleidchen aus Karlsruhe der Petersburger Mode weichen. Die elfjährige Prinzessin bekam einen Kächer in die Hand und mußte bei Hofkonzerten in der Nähe der Fürstinnen sitzen. War der Hof in Czarskoi Selo oder Peterhof, dann trat mehr Freiheit ein, es durfte sogar Verstecken gespielt werden, indeß die Kaiserin am Spieltisch saß. War das Vergnügen aber

\*) Königin Friederike von Schweden, geborene Prinzessin von Baden. Memoiren aus ihrem Leben und ihrer Zeit, ausgezeichnet von einer Hofdame. Frankfurt a. M. 1856. — Die ungenannte Verfasserin ist Fräulein von Scharnhorst.

\*\*) Erinnerungen aus dem Hofleben von Frein. Karoline von Frey, herausgegeben von Dr. Karl Ober, Großherzoglicher Bad. Archivar, Heidelberg 1902.

6./7. August. Am Donnerstag morgen Besichtigung des Rathhauses, wunderbarer moderner Bau, alles aus Marmor und Messing, sehr schöne Mosaik, überall fließendes Wasser in Gängen und Hallen. Das Rathhaus einer reichen nordischen Stadt. In sonderbarem Gegensatz zu der sonst ganz neuzeitlichen Stadt steht die Feuerwehr, die von Pferden gezogen mit lautem Getöse durch die Stadt fährt. — Mittags Thorwaldsenmuseum. Die einzelnen Statuen wirken schön, aber wenn man unzählige Säle davon angefüllt sieht, wirkt es langweilig und ermüdend. Ein größerer Genuß war die „Glyptothek“, ein schon äußerlich sehr schöner und vornehmer Bau. Prachtvolle Werke, die man hier gar nicht geglaubt hätte. Man weiß nicht, wem man den Vorzug geben soll: Meunier, Rodin oder Sindona. Eigentlich gefiel mir die Vielseitigkeit und der unendlich weiche und dennoch tragische Schwung Rodins am besten. Von den andern Werken hab ich mir besonders eines gemerkt: Leonard, Fausts Vision. In schneeweißem Marmor die unendlich zarten und lieben Jüge Marcarens. Dem Künstler ist es gelungen, die Materie völlig aufzulösen, das Bild wie eine Geisteserscheinung wirken zu lassen, so daß einem der Gedanken an Plastik, Stein, gar nicht kommt. — Neben diesen modernen Werken waren dann die üblichen griechischen und römischen Plastiken, untergebracht in einem prächtigen Saal mit unangehener Marmorverschwendung. Man kann das in der Münchner Glyptothek besser und reichlicher haben. — Der Vollständigkeit halber seien noch die ägyptischen Werke erwähnt.

Nach Göteborg. Abends um 6 Uhr fuhren wir mit dem „Odin“ weiter nach Göteborg. An Helsingör vorbei. Als Silhouette im abendlichen Dämmer liegt eine stille Windmühle auf niedrigem, welligem Hügel. Wunderbar geht die Sonne unter. Starker Seegang, stärker als auf der Fahrt nach Kopenhagen. Gleichmäßig stampft das Schiff durchs einame Meer. Takt auf, Takt ab, und ich sitze ganz vorn am Bug. Der Mond geht auf, glühend rot wie eine Knäuel von Moseen im letzten Leuchten des Tages. Er ist warm, erdenhaft und steigt dann, steil zur Uniridlichkeit empor, erkaltet, ernüchtert zur Projektion weißen Lichts auf die unruhige Wand des Himmels. Und so geht dann die Nacht: Schwanken, Stampfen, Sturm, Wellentakt. Man sucht einen Platz zum Schlafen, setzt sich zuweilen auch ganz außen an den Rand, starrt ins Wasser, das merkwürdig anzieht, man möchte hinein springen, man macht sich Gedanken darüber, wenn man plötzlich hinein fiel, und eiskalter Schauer überrieselt den Rücken. Der Gesicht spritzt hoch auf. Ich verlasse den nachdenklichen Platz, lege mich irgendwo unter eine schmutzige Zeltbahn und schlafe.

Morgens 6 Uhr Göteborg. Schwedische Rollrevision. Dann mit vielem Suchen ein Kaffee entdeckt, das schon so früh öffnet. Von Göteborg sah ich nicht viel, es ist anscheinend eine Fabrikstadt. Mit dem Dampfer „Ceres“ ging dann um 10 Uhr weiter auf dem Götta Kanal. Alle Unannehmlichkeiten der Seefahrt haben aufgehört. Ruhig gleitet das Schiff auf schmalem Meer durch die Landschaft. Man kann einen langen Brief nach Hause schreiben. In beiden Seiten Wiesen, bewaldete Felsen, weidende Kühe. Ernte, Wasser. Etwas unendlich Ruhiges liegt über all dem Hauch von ländlicher Stille aus den Oden des Horaz. Wenn ich an diese Welt in den Morgenstunden denke, kommt die trübe Wehmut des Weltverpessens über mich, ich möchte liegen, ewig tauschen dem Wasser, das an Schiffswände ruhig pocht, möchte die Auaen in ihr ewiges dunkles Grün schweifen lassen und mich verlieren in den Gedanken, die man, wenn man sie berührt, nicht mehr lassen kann: Welt, Dasein, Entstehung. — Später schaue ich mir die Leute auf Deck an: ein bezwickelter dicker Däne macht spöttische Bemerkungen über uns, und weit vorn sitzt eine Dame, die Leonore Murhammer so ähnlich sieht, daß ich beinahe glaube, sie sei es. Sie blickt dauernd herüber. Wie der „romantische“ Gedanke an jenem Tag in Schwelgen in der „Verfunkenen Glocke“.

Mittags kommen wir an die berühmten Trollhättenschleusen und Wasserfälle. Das Schiff fährt in ein riesiges Steinbassin, das mit Wasser gefüllt wird. Die Schleusentore öffnen sich; es kommt das nächste Bassin. Und so fort. Eine Engländerin fotografiert das Ganze: auch ein Gegenstand. Echt englisch. Um 2 Uhr steigt alles aus. Das Schiff wird emporgeschleut; und wir gehen zu den Trollhättenschleusen und Kraftwerken. Wuben springen dauernd mit, um Postkarten anzubieten. Komische Ausdruckslosigkeit, die eher italienisch anmutet. Das Kraftwerk ist schon äußerlich — jetzt ein ebenso abgeschmacktes wie nichtsagendes Wort — künstlerisch. Man — und vor allem ältere Leute — schimpft heutzutage so viel über die Technik, die alles verhungt, aber ich finde einen Steinbau, einen Schienenstrang, einen Telegraphenmast oft ebenso schön wie eine romanische oder gotische Kirche. Und daß es wirklich schön ist, sieht man daran, daß gerade das Technische gern und oft von Künstlern zum Vorwurf genommen wird. Ein Eisenbahnzug, der durch grünes Land rast, ist deshalb so schön, weil er einen wirklichen Kontrast zu dem ruhigen ebenmäßigen Gleichfluß der Landschaft bildet, sie verschönt und dazu selbst schön ist aus sich heraus. Ebenso das Kraftwerk. Innen macht es einen gewaltigen Eindruck. Dreizehn Riesenturbinen drehen sich unter Getöse. Es könnte ein schönes graphisches Werk geben, denn die Graphik trägt am ersten die Bewegung in das Bildliche. Nachher ging zurück zum Schiff. Der Schiffsalon ist sehr, auf eingerichtete. Auf den einzelnen Tischen stehen Plättchen der verschiedenen Nationen, auch ein deutsches (schwarz-weiß-rot) war da. Das macht einem viel Freude, man ist für jedes Zeichen der Sympathie dankbar — Abends aßen wir Brot mit Käse. Nun fahren wir

über den Venersee. Er ist dreimal so groß wie der Bodensee und wirkt wie Meer. Wieder war es Nacht.

8. August. Töreboda. Wir übernachteten im Esjalon. Morgens waren wir wieder auf dem Kanal, dicht zu beiden Seiten war Ufer, Wald. Es ist merkwürdig und ganz eigenartig, mitten durch den Wald mit dem Schiff zu fahren, so nahe am Land, man hätte abspringen können. Um 6.50 Uhr kamen wir in Töreboda an, dem Ort der ersten Qual. Wir waren müde, erschlagen, freuten uns nur auf die Post. Aber noch nicht geöffnet! Weiter auf staubiger Landstraße, auf der Suche nach einem See. Ein Mann redet uns an, wir verstehen ihn nicht, sagen nur „tysta“. Darauf beklammert er etwas, anscheinend ein Gedicht. Es nahm sich seltsam aus, wie er mit Pathos und Andacht mit zahnlosem Munde sprach. Und doch nicht lächerlich. Es hat mich sogar merkwürdig gerührt. Es war etwas Eindringliches, Mahnendes in diesen fremden Worten und darin eine hilflose Traurigkeit. Wie das „Jumaleil“ des alten Huhn in Pippa von Hauptmann: die Urgewalt. Vielleicht, sogar sicher lege ich mehr hinein als es war, aber das ist gleichgültig. Alles Seltsame, jede Dichtung, ist nur Erleben, Nacherleben, gesteigertes Denken und Symbolisieren des Gelebten. — Einige werden später ins Dorf geschickt, um Esbares zu holen: Knäsebröds, von Aussehen wie kleine Mählräder, schmeckend wie Mahlen von Schwarzmehl mit Kümmel; Butter, Suppenwürfel usw. Die Post wird gebracht: Nachrichten, die man schon weiß, von zu Hause und doch freut man sich darüber. Dann geht es weiter, und wir kommen endlich an einen See: eigentlich war's nur ein Teich, von Wald und Schilf umgeben. Zuerst haben wir, denn es ist fürchtbar heiß. Dann wird abgekocht. Das berühmte, berühmte Abkochen in „Landsknechtstöpfe“ mit dem romantischen Klang und den ach so realen Ergebnissen. Dann Ruhe. Alles ist müde. Gegen Abend werden einige nochmals ins Dorf geschickt, um Proviant für den Weitermarsch zu holen, die andern schlagen — zum erstenmal in der Wandergruppe — Zelte auf. (Jeder hat eine Zeltbahn bei sich und Stöcke). Es geht leidlich. Zwei Zelte entstehen. Man holt Milch in den Bauernhöfen der Umgebung unter Schwierigkeiten. Es wird Abend. Man kocht ab: Kakao glaube ich und Eier, streng geschieden in drei Gruppen. Diesmal hat es wirklich romantischen Schimmer. Nacht und das Feuer der improvisierten Herde. Im Hintergrund flackert der Wald auf, neben uns die Zeltpyramiden. Es hat etwas Zigeunerhaftes. Staunend umsteht uns die schwedische Dorfschar. Allmählich versimmen die Feuer, das Wandertier sucht die Zeltöhle auf. Ich gehe noch mit S. ein wenig spazieren. Wir unterhalten uns über die Organisation der Gruppe usw. Ich habe ein merkwürdiges, schwankendes Gefühl von der lauen Seefahrt. Die Seerkrankheit tritt bei mir erst auf dem festen Boden in Erscheinung. Dann lege ich mich schlafen. Wir liegen freistünd, die Füße in der Mitte. Die Nacht ist ziemlich kühl.

9. August. Morgens gehts zum Waschen an den See. Die Zelte werden zusammengepackt. Weiter geht die Fahrt ins Ungewisse. Der erste Marsch. Wald, Landstraße, Wald. Viele Himbeeren am Wegrand, verlockend zum Bleiben, aber es geht weiter. Zuerst in geschlossenen Reihen, dann zieht sich der Zug der Zwanzig weiter und weiter auseinander, die von S. gefürchteten „Gruppen und Grüppchen“ bilden sich doch. Man meint durch den Schwarzwald zu ziehen. Besonders interessant ist die schwedische Brunnenfrage. Die Brunnen sind wegen des großen Wassermangels artförmig, d. h. sie holen ihren Vorrat vom Grundwasser, das mit Holzweimern an langen Holzstangen geholt wird. Jede Gelegenheit, Wasser zu bekommen, wurde freudig wahrgenommen: es war sehr heiß. Ich jagte von Zeit zu Zeit an einer Zitrone, die ich mir gekauft hatte. Plötzlich wurde es mir auf der Landstraße sehr schlecht. Ich ging in den Wald und setzte mich. Es wurde mir schwarz vor den Augen. Mit äußerster Willensanstrengung hielt ich mich bei Vernunft. Denn ich war allein, war vielleicht der letzte des Zuges und verstand keinen Menschen, keiner mich. Ich wußte nicht einmal den Namen des Dorfes. Dann gehe ich weiter in der Hitze der Landstraße und laue aus Durst an einer Zitrone. S. wartet an einer Begegnung auf mich. Wir gehen weiter. Gleichmäßig, ermüdend geht der Marsch, die Füße tanzen an zu schmerzen. Es geht durch den Wald, dessen Boden seltsam dumpf dröhnt. Nur ein Gedanke in jedem Hirn: ausruhen, baden. So stelle ich mir in großem Maßstab das Soldatsein vor, dieses dumpfe Kilometeressen mit dem einzigen, ewig treibenden Wort, das sich rasend im Kopf dreht: weiter, weiter, zum Ziel. Endlich ist es erreicht. Unten blinzt durch die Bäume ein See. Rucklad herunter, die nassen, verschwitzten Kleider ab und ins Wasser, trotz schmerzender Mäfen. Der See ist wunderbar. Weiße Klächen mit niedrigem Wasser, in dem man Hunderte von Metern bequem laufen kann, ohne zu schwimmen. Viele Seebüchten und bewaldete Landzungen, die sich weit hinausstrecken. Nach dem Bad suchen wir einen Platz zum Zeltaufschlagen. Wir finden eine wunderbare Stelle. Waldwiese zwischen Birken und Tannen, leicht gewellt und nach hinten ansteigend. Es ist herrlich. Man legt sich auf die Zeltbahn, ordnet seinen Rucklad und liest oder hört vor sich hin. Abends kochen wir ab: Reis. Mit dem Zeltaufschlagen ist es nichts, da Regen für die Nacht bevorsteht. Also ins Dorf. Manche sind schon halb ausgezogen, ich habe nur meinen Schlafanzug an, aber das macht nichts, denn es ist dunkel und niemand sieht uns. Schleunigst packen wir die Sachen und kommen in einer Scheune unter. (Fortsetzung folgt.)